

HIOSBOTEN

Alen R. rast mit seinem Auto durch die Grazer Innenstadt. Drei Menschen sterben, darunter ein Kleinkind. Jemand muss es den Angehörigen sagen. Wie geht es Menschen, die solche Nachrichten überbringen?

Von Julia Schnizlein

Leider muss ich Ihnen mitteilen, dass Ihr Sohn tot ist.“ Mit jungen Polizisten muss Michaela Mathae diesen Satz manchmal lange üben, bevor sie ihn zum ersten Mal über die Lippen bringen. Mathae ist Leiterin der Akutbetreuung Wien. Sie und ihre Kollegen begleiten Beamte, wenn sie an Haustüren klingeln, ins Familienessen platzen oder vor Büros auf Angehörige warten, um ihnen zu sagen, dass ihr Leben nie wieder sein wird wie zuvor.

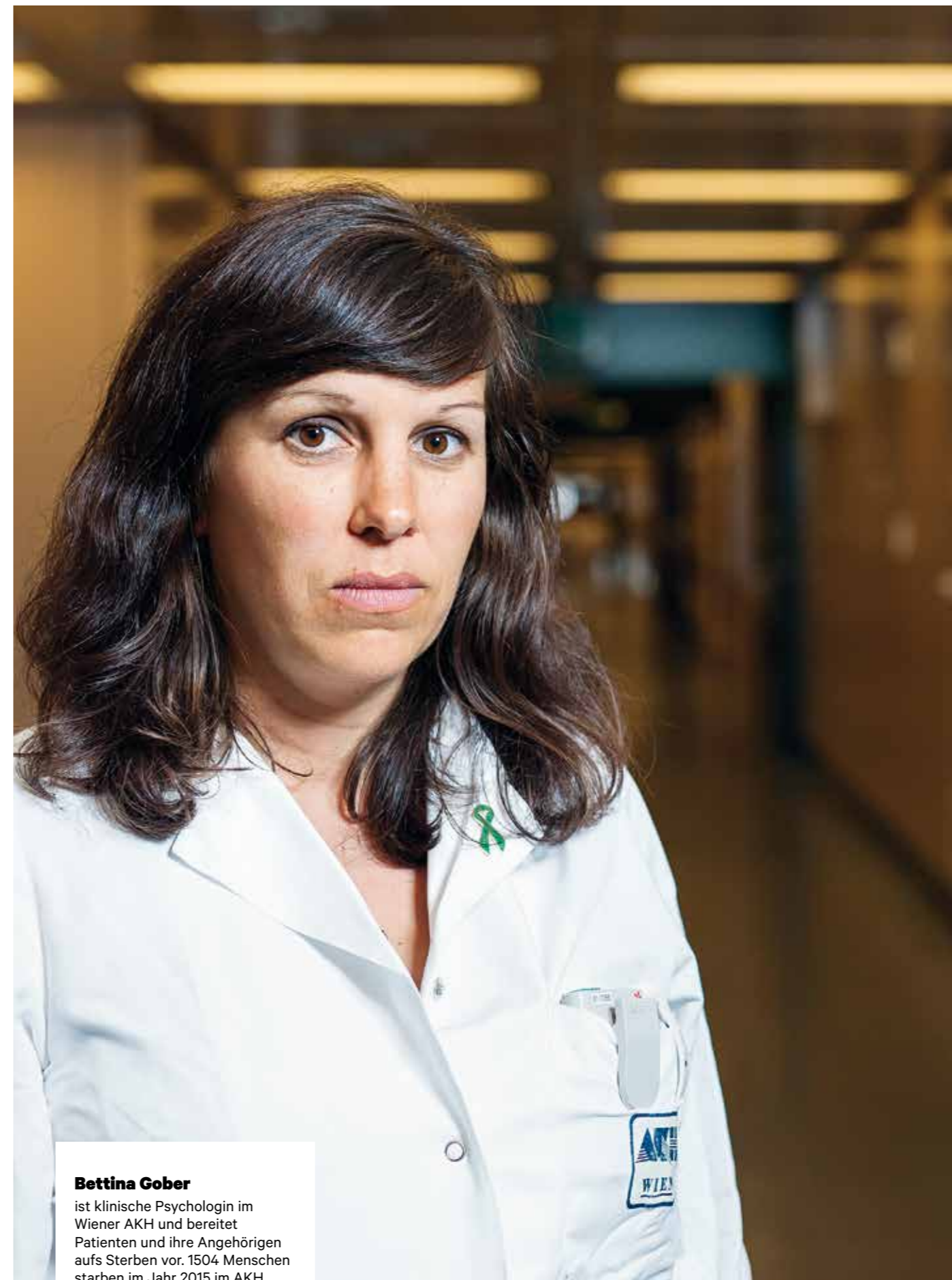
Am Donnerstag erging in Graz das Urteil gegen Alen R. Er wollte sich an der Gesellschaft rächen, als er im Juni 2015 durch die Grazer Innenstadt raste. Drei Menschen riss er dabei in den Tod und beraubte nicht nur sie, sondern auch ihre Angehörigen all ihrer Zukunftspläne und Hoffnungen. Sie sind mit diesem Schicksal nicht allein. Täglich werden Menschen plötzlich und unerwartet aus dem Leben gerissen. 2600 Österreicher starben im vergangenen Jahr bei Unfällen, 1251 begingen Selbstmord, 50 Menschen wurden ermordet. Und es ist Aufgabe der Polizei, den Angehörigen zu sagen, dass ihre Liebsten nie wiederkommen.

„Den meisten ist bereits klar, dass etwas Schlimmes passiert ist, wenn die Polizei vor der Tür steht“, sagt Psychotherapeutin Mathae. Sobald die Worte dann gefallen

sind, sind viele erst einmal ganz ruhig und können es nicht glauben. Dann beginnt es. „Die einen wimmern, die anderen schreien, manche fallen gleich um, und andere schlagen um sich. Wieder andere schweigen und räumen erst einmal die Spülmaschine aus.“ Mathae hat schon alles erlebt, und sie lässt es geschehen. „Im ersten Moment sind wir einfach nur da, warten, beobachten, fragen, ob wir jemanden anrufen oder ein Glas Wasser holen sollen. Dabei sind wir immer wachsam und sorgen dafür, dass sich die Hinterbliebenen im Affekt nichts antun.“

Wenn Kinder betroffen sind

„Gefahrenherde sichern“ nennt das Chefspekteur Martin Nief. „Wir scannen die Umgebung nach offenen Fenstern und Balkontüren ab oder nach Messern.“ Nief arbeitet in der Polizeiinspektion Rathaus in Salzburg. Auch für ihn und seine Kollegen sei es nicht immer leicht, die Trauer und den Schock auszuhalten, die sie mit ihrer Nachricht auslösen. Besonders hart ist es, wenn Kinder betroffen sind, wie beim Grazer Amoklauf. Mit den Eltern mitzuweinen, ist für Nief aber tabu. „Wir müssen uns abgrenzen und dürfen nicht als Bezugsperson verstanden werden.“ Die Uniform biete ihm dabei einen gewissen Selbstschutz. „Wenn man die Uniform trägt, ist man in einer bestimmten Rolle. Und in dieser Rolle ist es meine Aufgabe, zu funktionieren ▶



Bettina Gober

ist klinische Psychologin im Wiener AKH und bereitet Patienten und ihre Angehörigen aufs Sterben vor. 1504 Menschen starben im Jahr 2015 im AKH

Foto: Neumayr/Christian Leopold

CHRONIK

und den Angehörigen so viel Information wie möglich zu geben. Das ist sehr wichtig. Sie wollen wissen, was geschehen und wie derjenige gestorben ist, ob er leiden musste und wo er jetzt ist.“

Anders ist das bei Michaela Mathae. Sie hat kein Problem damit, mit einer Mutter um ihr totes Kind zu weinen und den Schmerz auszuhalten. Bis heute erinnert sie sich an einen Einsatz, bei dem eine Mutter ihr einjähriges Baby nach einem plötzlichen Kindstod nicht hergeben wollte. Stundenlang verbrachte sie mit der verzweifelten Frau neben dem Gitterbettchen, bis die bereit war, die Leiche ihres Kindes dem Bestatter zu überlassen. Oder als sie am Krankenhausbett eines 12-Jährigen saß, der mit seiner Familie einen Autounfall hatte. Er selbst war fast unverletzt. Mathae stand ihm zur Seite, nachdem ein Arzt ihm sagen musste, dass seine Eltern tot sind und seine kleine Schwester im Koma liegt.

Einer ihrer ersten Einsätze führte sie an einen Tatort. Ein sechsjähriger Bub hatte die Polizei gerufen. Er hatte seine Eltern im Schlafzimmer gefunden. Dort hatte der Vater erst seine Frau, dann sich selbst umgebracht. „Dieser Bub geht mir nicht aus dem Kopf. Ihn habe ich damals einen ganzen Tag lang betreut. Anfangs hat er gar nichts gesagt. Kein Wort. Wir haben gemeinsam gespielt und ‚Familie Feuerstein‘ im Fernsehen geschaut. Ganz plötzlich ist es aus ihm herausgebrochen. Er hat über den Tisch erbrochen, geschrien und nach der Mama geweint.“ Was aus den Trauernenden wird, wenn sie das Haus verlassen hat, weiß Mathae meist nicht. Die Akutbetreuung organisiert nur die ersten Stunden nach der schlimmen Kunde.

Wie hält man das Leid aus?

Obwohl Mathae eine eigene Psychotherapiepraxis hat, übernimmt sie keinen der Hinterbliebenen als Klienten. „Da wäre die nötige Distanz nicht gegeben.“ Als „Hiobsbotin“ wäre sie immer Teil der Trauergeschichte. Auch wenn der Kontakt nach dem Einsatz endet, lassen die Schicksale die Mitarbeiter der Akutbetreuung manchmal kaum los. Um die Erlebnisse zu verarbeiten, gibt es nach jedem Einsatz eine Nachbesprechung. Das Schreiben des Einsatzberichts helfe zusätzlich, mit dem Erlebten abzuschließen. Grundsätzlich brauche es aber auch eine stabile Persönlichkeit und eine gesunde Psyche.

Während Hiobsboten in Wien fast ausnahmslos von Mitarbeitern der Akutbetreuung begleitet werden, sind Polizisten auf dem Land bei ihrem schweren Gang oft



Chefinspektor Martin Nief

arbeitet beim Stadtpolizeikommando Salzburg. Wenn möglich, rückt ein gemischtes Team aus, um eine Todesnachricht zu überbringen. Die Polizei darf für Trauernde nicht zur Bezugsperson werden. Die Uniform hilft den Beamten dabei, Distanz zu wahren



Michaela Mathae

ist Leiterin der Akutbetreuung, einer Einrichtung der Stadt Wien. Sie und ihre 45 Kollegen müssen zwei- bis dreimal täglich ausrücken, um Angehörigen zu sagen, dass ihre Liebsten nie mehr wiederkommen werden

auf sich allein gestellt. Natürlich gibt es auch hier Kriseninterventionsteams, aber die werden oft erst dann angefordert, wenn die Beamten an der Reaktion der Angehörigen merken, dass Bedarf besteht.

Die meisten Polizisten sind für das Überbringen von Todesnachrichten nicht geschult. Es ist in der Ausbildung zwar Thema, ein intensives Training gibt es aber nicht: „Das ist Learning by Doing. Die Jungen lernen von den Alten“, sagt Chefinspektor Nief. Daher wird, wenn möglich, auch darauf geachtet, dass nie zwei unerfahrene Polizisten zu einer Trauerfamilie geschickt werden. Bestenfalls ist es ein gemischtes Team aus Jung und Alt, Mann und Frau.

Immerhin hält in Salzburg langsam die Erkenntnis Einzug, dass auch Polizisten nach so einem Einsatz psychologische Begleitung in Anspruch nehmen dürfen. „Vor zehn Jahren war es noch völlig verpönt, über Gefühle zu sprechen“, sagt der 42-jährige Polizeibeamte. „Da ist man nach so einem Einsatz auf ein Bier gegangen, hat sich auf die Schulter geklopft und gesagt: ‚Das wird schon.‘ Heute gibt es eine Nachbereitung, in der auch besprochen wird, wie wir unsere Einsätze verarbeiten.“

Bettina Gober interessierte sich schon als Jugendliche dafür, wie Menschen mit Extremsituationen umgehen und wie man sie darin unterstützen kann. Heute ist sie

36 und klinische Psychologin an der Transplantationsabteilung im Wiener AKH. 1504 Patienten starben 2015 im AKH. Zu Gobers Aufgaben gehört es, Betroffene und ihre Angehörigen darauf vorzubereiten. Wie sagt man jemandem, dass ein geliebter Mensch sterben wird? „Mit knappen Worten, klar und deutlich“, sagt Gober. Das Gehirn habe nach so einer Nachricht nur noch einen Bruchteil seiner Aufnahmefähigkeit, daher ist es wichtig, sich schnell auf das Wesentliche zu konzentrieren.

Der angekündigte Tod

Wenn Menschen erfahren, dass ihre Liebsten sterben, und der erste Schock überwunden ist, haben sie irrsinnig viele Fragen. „Sie wollen wissen, ob die Patienten leiden, wie lange es dauern wird und wie sie es ihren Kindern sagen“, sagt Gober. Sie erstellt gemeinsam mit den Betroffenen einen möglichst einfachen Plan, wie es weitergehen wird, wer informiert und was im nächsten Schritt geregelt werden muss. Wesentlich ist auch zu besprechen, wer sich noch verabschieden möchte und wer den Menschen auf seinem letzten Weg begleitet. „Es ist wichtig, dass die Menschen in dieser Situation der Hilflosigkeit und des Kontrollverlusts zumindest einen Teil

ihrer Handlungsfähigkeit wiedererlangen. Auch für Gober ist es besonders schwer auszuhalten, wenn Kinder involviert sind. Einmal musste sie einem Vater die Aufgabe abnehmen, den sieben und elf Jahre alten Kindern zu sagen, dass ihre Mutter sterben wird. „Der Mann war mit dieser Situation völlig überfordert. Er hat kein Wort herausgebracht.“ Als Gober die verzweifelten Kinder sah, standen auch ihr die Tränen in den Augen. „Aber gerade in solchen Situationen ist es meine Aufgabe, Struktur und Halt zu geben. Es ist niemandem geholfen, wenn wir gemeinsam zusammenbrechen.“ Dinge auszuhalten und emotionale Distanz zu ihrem beruflichen Alltag zu wahren, sei eine ihrer Stärken, sagt Gober.

Durch ihren Beruf ist der Tod für sie ein präsenter Teil des Lebens geworden. Das relativiert seinen Schrecken, gewöhnen kann man sich an ihn aber nie. Auch auf eine Todesnachricht könne man sich nicht vorbereiten – „sonst vergisst man vor lauter Sorge, zu leben“.

Mathae hat durch die Arbeit bei der Akutbetreuung gelernt, „dass das Leben von einer zur anderen Sekunde ein ganz anderes sein kann“. Das hat sie gelehrt, ihr Leben bewusster zu leben und täglich neu zu genießen. ☺



Das Urteil im Grazer Amokfahrer-Prozess sowie ein Interview mit Psychiater Thomas Stompe zum Thema Schuldfähigkeit finden Sie unter:
www.news.at/amokfahrt-urteil

„DER STANDARD provoziert mich in jedem Format. Aber deshalb abonniere ich ihn ja.“



E-PAPER

KOMPAKT

3
WOCHEN
GRATIS
TESTEN!



Flexibel im Format, unbeugsam im Inhalt.
Jetzt 3 Wochen gratis lesen. Gleich bestellen unter:
derStandard.at/Testlesen

Die Zeitung für Leserinnen